

Interdisziplinarität und Fachkompetenz

Autor(en): **Beckel, Inge / Eberhard, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Ingenieur und Architekt**

Band (Jahr): **115 (1997)**

Heft 25

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-79264>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Inge Beckel

Interdisziplinarität und Fachkompetenz

Interview mit Franz Eberhard, seit dem 1. März dieses Jahres Direktor des Amtes für Siedlungsplanung und Städtebau (ASS) im Hochbau-departement der Stadt Zürich. Vor 1975 hatte Eberhard ein eigenes Architekturbüro geführt, dann war er als Stadtplaner in die Dienste der Stadt St. Gallen eingetreten und wurde daselbst 1983 zum Stadtbau-meister gewählt.

Wer nach fertigen städtebaulich-formalen Leitbildern des noch jungen Amtsdirektors fragt, der mag unmittelbar enttäuscht sein: Eberhard macht Resultate stets von den jeweiligen Prämissen abhängig. Zu diesen zählen einerseits materielle bzw. quantifizierbare Faktoren wie die Geschichte des Ortes, die topografische Beschaffenheit oder die Erschliessung eines Grundstücks. Andererseits steht die definitive Form eines Baus für ihn in direktem Zusammenhang mit den Forderungen aller an einem Projekt beteiligten Personen oder Parteien.

Als Fazit dieses Gesprächs könnte man somit die These wagen, dass im Bauen heute neben städtebaulichen Vorstellungen und formal-konstruktiven oder etwa soziologischen Belangen die Herausforderung im Organisations- und Verfahrensbereich zentrale Bedeutung erlangt hat. Es geht darum, eine gemeinsam getragene und gleichzeitig effiziente Architektur-Unternehmenskultur zu erarbeiten.

Eberhard: Um mich auf unser Gespräch vorzubereiten, nahm ich Ihren «Standpunkt» «Pragmatische Visionen» von Heft 6/1997 zur Hand, in dem Sie zwischen «funktionalistisch» und «rationalistisch» konzipierten Bauten unterscheiden. Sie attestieren letzteren, die nicht auf eine bestimmte Funktion massgeschneidert wurden, längere Lebenschancen, da die Räume relativ neutral und in ihrer Nutzung offen sind.

Damit bin ich im Grundsatz einverstanden. In Berlin wird dieser Diskurs zurzeit geführt. Einerseits geht es um die offene, repetitive Stadtstruktur in Anlehnung an das 19. Jahrhundert. Diese Stadttypologie hat sich bewährt, erfahrungsgemäss lässt sich hier gut wohnen. Andererseits gibt es Nutzungen - mitunter in

der Produktion -, wo rationalistisches Bauen nicht möglich ist. Beispiele sind etwa Postverteilzentren, die nach nur kurzer Nutzungsdauer vor neuen Anforderungen stehen. Dieser Sachverhalt kann allerdings dem Nachhaltigkeitsprinzip widersprechen, das die Erhöhung der Lebensdauer von Bauten fordert, sofern die Hüllen - die Gebäude also - nicht mehr gebraucht werden können.

Die allseits wirksamen Strukturveränderungen müssten heute eigentlich alle jeweils Beteiligten zwingen, ihre Interessen frühzeitig zu formulieren, im Projektteam einzubringen und deren Notwendigkeit argumentativ nachzuweisen. Die Praxis sieht oft anders aus. Eines der Hauptprobleme ist, die unterschiedlichen Bedürfnisse rechtzeitig zusammenzuführen. Dieses Vorgehen ist nicht länger ein lineares, wo die am Bauprozess Beteiligten hintereinander ihre Einzelmaximierungen eingeben oder aber ein Dokument von einer (Amts-) Stelle zur nächsten wandert - wie wir dies lange gewohnt waren -, sondern ein vernetztes, wo unterschiedliche Arbeitsgänge parallel laufen müssen.

«Die allseits wirksamen Strukturveränderungen müssten alle jeweils Beteiligten zwingen, ihre Interessen frühzeitig zu formulieren, im Projektteam einzubringen und deren Notwendigkeit argumentativ nachzuweisen.»

SI+A: Ein Problem, das rationalistisch konzipierte und folglich leicht unzunutzende Gebäude haben, sind allfällige Repräsentationsaufgaben. Wird ein Bau innerhalb kurzer Zeit umgenutzt, wie soll die neue Funktion nach aussen manifestiert werden? Über die Gestaltung der Fassaden mittels Schriften, Symbolen oder dergleichen?

Eberhard: Auch bei rationalistisch geprägten Bauten ist die Architekturqualität entscheidend, die sich ja letztlich auch nach aussen präsentiert. Umgekehrt gibt es genug «funktionalistisch» konzipierte Gebäude, die negativ auffallen. Letzthin fuhr ich durch Opfikon am Stadtrand, wo mir derlei auffiel. Wenn Architekten in Ermangelung übergeordneter Vorgaben ihre subjektiven Werte als Basis der Gestaltung

heranziehen, so öffnet sich eine «freie Wildbahn der Gestaltung». Mit anderen Worten, individuell gewählte Bilder ohne breite Akzeptanz verschliessen ihre Bedeutung gegenüber den Rezipienten. Dies müsste nicht so sein.

SI+A: Wie kann man dieser Gefahr begegnen?

Eberhard: Generell müssen städtebaulich-architektonische Vorstellungen über ganze Stadtgebiete oder über -teile als Arbeitsgrundlagen erarbeitet werden; von Fachleuten und zugezogenen Experten aus relevanten Disziplinen. Weiter müssen Parameter wie mitunter die Topografie eines Bauplatzes oder die bauliche Umgebung für die entwerferische Arbeit dienen, also gegebene, allgemeinverständliche Faktoren, woraus in der Folge etwas Neues entwickelt werden kann.

«Grundlagen für einen Konsens können durch Beachtung natürlicher Prämissen wie Flüsse, die Topografie, die Geschichte oder gegebene Siedlungsgrenzen geschaffen werden, wodurch das Gewicht von Partikulärinteressen abnimmt.»

Sowohl als auch - situationsbezogen wie experimentell

SI+A: Es geht also um den «Ort», wie er hier in der Deutschschweiz nach der Lehrzeit von Aldo Rossi in den frühen 70er Jahren an der Eidgenössischen Technischen Hochschule wieder vermehrt ins Bewusstsein der Fachwelt rückte und wie er dann mit der «Tendenza» einen ersten baulichen Höhepunkt erreichte? Denn zentrale Sätze jener Bewegung waren ja bekanntlich «Bauen am Ort» oder, in der Interpretation von Mario Botta, «den Ort bauen».

Eberhard: Nun, dies ist ein Aspekt. Es geht aber auch um Faktoren wie die Frage, wie gut ist ein Grundstück durch den öffentlichen Verkehr erschlossen? Oder darum, wie die Eingänge eines Gebäudes zu den öffentlichen und halböffentlichen Zonen der Umgebung stehen? Um ein konkretes Beispiel zu nennen, so wurden diese Fragen bei der Erarbeitung der Gestaltungsleitsätze für das Zentrum Zürich Nord (ZZN) in Oerlikon eingehend behandelt.

Vor zehn Jahren noch waren Gebiete wie Oerlikon wenig beachtet, sie waren quasi «Wegwerfzonen». «Wegwerfzonen» sind städtebaulich schwach definierte Gewerbe- oder Industrieareale, beispielsweise

Zürich – ein Fotoportrait

Die Bilder zu diesem Beitrag sind dem Katalog zur Ausstellung «Zürich – ein Fotoportrait» entnommen, die noch bis zum 24. August 1997 im Kunsthaus Zürich zu sehen ist. Zwölf Fotografinnen und Fotografen unterschiedlichster Herkunft und Stilart waren für dieses Projekt vom Kunsthaus, der Bank Hofmann und dem Offizin Verlag nach Zürich eingeladen worden. Sie präsentieren nun ihre fotografischen Essays über die Stadt und ihre Menschen. Zusätzlich haben die Schriftsteller Carlos Fuentes, Valeria Narbikova, Cees Nooteboom und Yoko Tawada persönliche Impressionen der Stadt festgehalten; diese Texte sind ebenfalls im Katalog abgedruckt («Zürich – ein Fotoportrait», Hrsg. Guido Magnaguagno, Giorgio von Arb, 250 S., Fr. 98.-, Offizin Verlag, Zürich 1997, ISBN 3-907495-79-9).

Zürich – ein Fotoportrait, Fotograf: Giorgio von Arb, Zürich (Quelle: siehe Kasten)



se entlang von Autobahnen oder Bahngeleisen. Diese Ränder sind oft aber «Stadt-tore» des ausgehenden 20. Jahrhunderts, wessen wir uns zuwenig bewusst sind.

SI+A: *Wie sehen Sie die Möglichkeit, neben den üblichen Vorgaben für Bauzonen auch Gebiete vorzusehen, die man – positiv gesehen – als Experimentierfelder deklarieren könnte, vielleicht gerade solche unzunutzenden Areale wie das eben erwähnte Zentrum Zürich Nord? Gebiete also, wo der behördliche Zugriff weniger gross wäre als üblicherweise?*

Eberhard: Für mich ist die Grundidee von mehr Spielraum wichtig – im Sinne

von an gemeinsame Qualitätsansprüche geknüpften Optionen.

Keihen wir noch einmal zu den Autobahneinfahrten zurück. Eine Möglichkeit wäre, die Bebauung der Ränder solch eines Gebiets klar durch Bauhöhen und -tiefen usw. zu definieren, während die Innenzone frei bleibt für experimentelles Bauen. Sogenannte Starterbetriebe, junge Unternehmen, hätten hier gute Chancen, ins Geschäft zu kommen.

«Mir scheint es wichtig, auf der Basis von räumlich übergeordneten Vorstellungen, gemeinsamen Regeln für Konfliktlösungen und Qualitätskontrollen mehr Spielräume zu öffnen.»

SI+A: *Ist dies vor dem Hintergrund der gesetzlich geforderten «Gleichbehandlung» aller Gesuchsteller von Bauvorhaben überhaupt durchführbar?*

Eberhard: Mir persönlich scheint es wichtig, Spielräume zu öffnen, und zwar auf der Basis von räumlich übergeordneten Vorstellungen, gemeinsamen Regeln für Konfliktlösungen, Qualitätsanforderungen sowie laufenden Kontrollen hinsichtlich wichtiger Eckdaten wie Ausnutzung, Erschliessung usw.

SI+A: *Wie könnte dies erreicht werden?*

Eberhard: Ich meine durch kooperative Verfahrensweisen. Diese bedingen, dass sämtliche Beteiligten auf allen Ebenen frühzeitig in adäquater Form einbezogen werden.

Lassen Sie es mich etwas ausführen. Die Entscheidungsfindung, was wie gebaut werden soll, findet in der sogenannten Null-Phase statt. Dies besagt übrigens auch das Leistungsmodell 95 (LM95) des Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Vereins. Der SIA hat hier wirklich gute Vorarbeiten geleistet und bietet entsprechende Kurse an. Leider wissen dies viele Mitglieder nicht. Also nochmals, die Problemstellung – die Ausgangslage – muss während der Null-Phase mit allen Beteiligten genau erörtert werden. Fragen wie «Muss überhaupt gebaut werden?» oder «Kann ein bestehender Bau umgenutzt werden?» sind zuerst zu beantworten. Erst danach sind die Anforderungen an Nutzung, Statik und Konstruktion, Energie, selbstverständlich Städtebau und Gestaltung, aber auch an Finanzen usw. einzubeziehen.

«Vor Planungsbeginn sind Fragen wie «Muss überhaupt gebaut werden?» oder «Kann ein bestehender Bau umgenutzt werden?» zu beantworten.»

SI+A: Wer initiiert ein solches Verfahren, die öffentliche Hand oder der Investor?

Eberhard: Beide Szenarien sind denkbar.

Die Frage nach dem Konsens

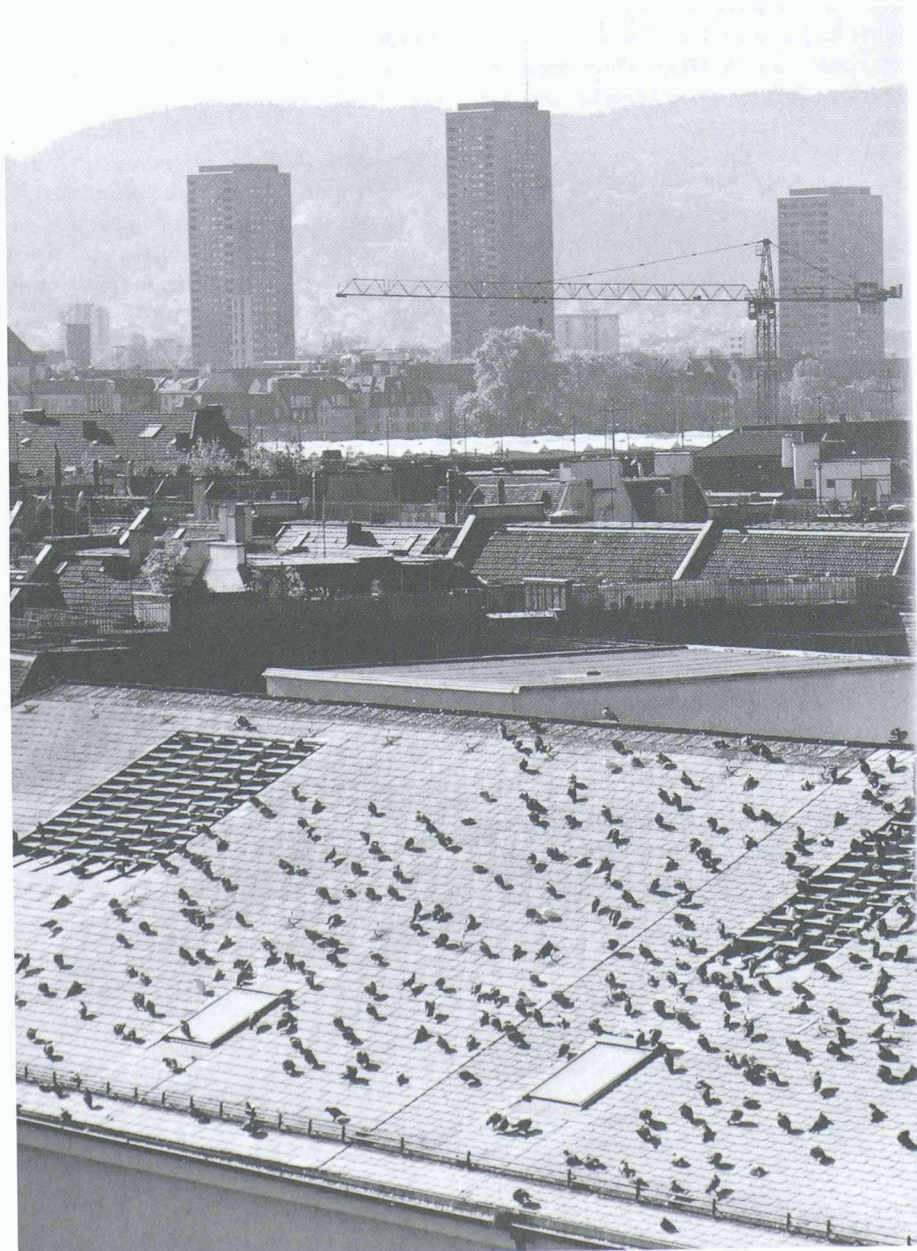
SI+A: Ein Problem dieser Szenarien ist meines Erachtens, dass die verschiedenen involvierten Parteien nicht ausschliesslich ihre Par-

tikulärinteressen verfolgen können (die ja, gesellschaftlich gesehen, immer Minderheiten repräsentieren), sondern zu einem übergeordneten Konsens finden müssen.

Eberhard: Es geht um eine Vermittlung, um die Moderation von Interessen. Als Basis dazu müssen vorgängig verschiedenste «Hausaufgaben» von den Behörden wie den Privaten gemacht werden. Dann können auch die entscheidenden Fragen präziser gestellt werden.

SI+A: In der Stadt Zürich gibt es zwei Bauämter: das Hochbau- und das Tiefbau-departement. Sehen Sie in dieser Trennung der Zuständigkeiten Probleme?

Zürich – ein Fotoportrait, Fotograf: Giorgio von Arb, Zürich (Quelle: siehe Kasten)



Eberhard: Dies hängt stark von der Organisation und der Koordination ab. Grössere Städte erfordern hier mehr Aufmerksamkeit. Wichtig ist wiederum der frühzeitige Dialog unter allen Beteiligten. Es spielt folglich weniger eine Rolle, ob die Amtsstellen auf ein oder zwei Departemente verteilt sind. Wichtig ist, dass in guter Zusammenarbeit das «kollektive Know-how» optimal eingesetzt wird. Die Aufteilung ist zudem eine politische Frage.

SI+A: Um nochmals auf den Konsens zurückzukommen, so beruht dieser zu einem guten Teil auf den Prämissen Landschaft und Geschichte plus allen weiteren Forderungen von seiten der Bauträgerschaft wie der Behörden. «Leitmotiv» sind folglich nicht länger formal geschlossene, in sich harmonische Visionen, wie beispielsweise diejenige aus dem Jahre 1922 von Le Corbusier für die *Ville contemporaine de 3 millions d'habitants* oder jene, wie sie noch im Jahre 1960 von Kenzo Tange für die *Tokyo Bay* entworfen wurde. Heute geht es wohl eher um Visualisierungen, wie Stadtbilder künftig aussehen könnten?

Eberhard: Die einleitend genannten Faktoren gehören zu den bereits erwähnten «Hausaufgaben», die vor Inangriffnahme eines Projekts studiert werden müssen. Ein Konsens ist in dieser Phase nicht notwendig. Es geht, wie Sie sagten, um die Arbeitsweise - ja, vielleicht das «Drehbuch», der Weg zum Ziel. Bereits erarbeitete, d.h. konkrete räumliche Vorstellungen sollen gewissermassen das Potential visualisieren. Es handelt sich dabei um mögliche Vorstellungen, die verändert werden können. Wichtig sind die Vermittlung von Werten und die Qualitätsfrage.

SI+A: Braucht es nun eine übergeordnete Vorstellung über das Ziel oder nicht?

Eberhard: Ja, übergeordnete, aber in sich flexible Vorstellungen sind wichtig.

«Übergeordnete, in sich flexible Vorstellungen sind wichtig.»

Lokale und überregionale Zentren

SI+A: Glauben Sie, dass die Entwicklung von Zürich eher in Richtung einer zentrischen Stadt führen sollte oder dass diese Hierarchie in Anbetracht von Entwicklungstendenzen wie Globalisierung und entsprechend Dezentralisierung mehr und mehr verflachen wird?

Eberhard: Kernstadt und Region sind in ihrer künftigen Bedeutung und Funktion neu zu klären: Auch dies wird die Form eines Prozesses haben.

SI+A: *Trotzdem, wird es künftig «das» Stadtzentrum noch geben?*

Eberhard: Die Kernstadt ja. Die Stadt als Ganzes wiederum hat verschiedene Zentren mit unterschiedlichen Bedeutungen. Im internationalen Kontext gesehen, ist ein Gebiet, welches die Städte Lyon, die Region Basel, Frankfurt, München und Zürich umfasst, in sich wieder ein Zentrum, als Netz von Städten sozusagen.

SI+A: *Viele Städte stehen vor massiven finanziellen Problemen. Sollte sich Zürich um neue wirtschaftliche Einkommen bemühen, neben den Firmen etwa auch vermögende private Steuerzahler aus den Agglomerationen zurück in die Stadt holen?*

Eberhard: Am raumwirksamsten wäre die dringend notwendige Revision des Steuergesetzes bzw. die Steuerharmonisierung. Zudem sollten sicherlich gewisse Gebiete bewusst aufgewertet werden. Im Stadtforum wurden derlei Gedanken geäußert. Auch von soziologischer Seite werden Schritte gewünscht, einige Quartiere gezielt aufzuwerten. Während in gewissen Gebieten Substanzerhaltung gefragt ist, müssen in andern Schritten eingeleitet werden, um einen Entwicklungsschub des fraglichen Quartiers zu bewirken.

SI+A: *Wie können solche Schübe aussehen?*

Eberhard: Nun, die verschiedenen kulturellen Einrichtungen im Steinfels-Areal oder die Wohnungen auf dem Schölleraal im Kreis 5 sind gute Beispiele eines solchen Schubs. Die Frage ist, was braucht ein Quartier, um als selbständiger Organismus wieder besser funktionieren zu können?

Vom Umgang mit Bestehendem

SI+A: *Städtebaulich gesehen, sollten solche Schübe eher im «Weiterstricken» bestehender Bebauungen bestehen - also gewissermassen in Stadtreparatur -, oder sind hier formal neuartige Eingriffe gefragt?*

Eberhard: Die Frage muss jedesmal neu gestellt werden, es gibt keine Rezepte. Meines Erachtens muss aber die Frische, der neue Eingriff, spürbar sein.

SI+A: *Sie plädieren beim konkreten Objekt also eher für eine Haltung, die den Eingriff ablesbar macht, oder ist auch eine «integrative» Haltung möglich, wo sich das Neue gegenüber dem Bestehenden formal stärker zurücknimmt?*

Eberhard: Der Neueingriff muss nicht laut schreiend ablesbar sein. In Situationen, wo die bestehende Struktur gut und stark ist, braucht es keine lauten Schreie; die Eingriffe sollen in diesem Falle für aufmerksame Beobachter auf den zweiten Blick nachvollziehbar sein. In Gebieten mit städtebaulichen Defiziten hingegen kann eine räumliche Neuorientierung notwendig und richtig sein.

SI+A: *Wie stehen Sie zu Rekonstruktionen?*

Eberhard: Hat ein Bauwerk eine Zeichenfunktion für eine Stadt und ist ein Wiederaufbau konstruktiv möglich und sinnvoll, dann ja, wie etwa im Falle der Luzerner Kappelerbrücke. Bei einem einzelnen Haus wird die Frage schon schwieriger; eine allgemeine theoretische Antwort gibt es nicht.

Ist ein Haus wirklich wertvoll, so beurteile ich eine Rekonstruktion insofern als falsch, als dass vorher hätte versucht werden müssen, das Haus zu erhalten. In einer historisch gewachsenen Stadt von 30 000 Gebäuden wie Zürich gehören fünf bis zehn Prozent der Bauten zur Geschichte, gewissermassen zum Kapital der Stadt. Diese zu erhalten, gehört zur Verantwortung, die wir gegenüber unserer Nachwelt haben. Der jeweilige Umfang der Erhaltung wird konkret gefunden werden müssen.

«In einer historisch gewachsenen Stadt von 30 000 Gebäuden wie Zürich gehören 5–10% der Bauten zur Geschichte, gewissermassen zum Kapital der Stadt.»

SI+A: *Könnte die Denkmalpflege mit ihrem Wissen über die historische Stadt auch aktiv bei Planungsvorhaben mitdiskutieren?*

Eberhard: Sicherlich; eine wichtige Aufgabe der Denkmalpflege ist, auch prospektiv zu arbeiten. Die Erkenntnisse aus der Geschichte müssen in die Zukunft fließen. Wichtige Werte sollen übermittelt werden, so dass die Entwerfenden darauf aufbauend etwas Neues entwickeln können. Aus der Analyse der Siedlungsgeschichte und der Bebauungstypologie eines Quartiers oder Stadtteils etwa können sich Lösungsansätze ergeben.

«Eine wichtige Aufgabe der Denkmalpflege ist es, prospektiv zu arbeiten.»

SI+A: *Sollte die Denkmalpflege mitunter auch auf potentielle Bauträgerschaften zugehen, um ihnen die Bedeutung der jeweiligen Liegenschaften zu erläutern?*

Eberhard: Das Büro für Denkmalpflege veranstaltete letztes Jahr zahlreiche Führungen in den Quartieren, die bei der Bevölkerung grossen Anklang fanden. Dieses Jahr sollen wiederum Führungen angeboten werden, was ich sehr unterstütze. Mögliche künftige Gespräche mit Bauherren werden auf diese Weise gewissermassen vorbereitet. Bauträgerschaften, die den Wert ihres Hauses kennen, reagieren anders. Dies ist eine Form von Öffentlichkeitsarbeit, die wohl generell an Bedeutung gewinnen wird.

SI+A: *Wir haben nun immer von den «Beteiligten» gesprochen. Wer hat wann mit wem im Amt zu tun?*

Eberhard: Auf der Ebene der privaten Bauvorhaben bieten wir grundsätzlich Dienstleistungen an und begleiten Konkurrenzverfahren. Bei städtischen Vorhaben betreut das Amt für Siedlungsplanung und Städtebau jene Planungen, die grössere Gebiete umfassen, das Amt für Hochbauten dann die konkreten Bauvorhaben, die Objekte selbst.

SI+A: *Besten Dank für das Gespräch und viel Erfolg bei Ihrer neuen Tätigkeit.*

Adresse des Interviewten:

Franz Eberhard, dipl. Arch. ETH/SIA, Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amtshaus IV, Lindenhofstrasse 19, 8001 Zürich